

Muttertag

Von W. Biesendahl.

Es war einmal im Maien und wieder war der Tag, Da man die teure Mutter so gern erfreuen mag, Da sprach sie innig lächelnd, so lieb war ihr Gesicht; „Hab' Dank für deine Blumen, — doch diese machen's nicht, Was mir verschönt mein Alter und mir des Lebens Freud', Ist, daß ich alle Tage, hab' Muttertag wie heut!“

Nun ist sie längst gegangen, wohin wir alle geh'n, Es blieb allein die Hoffnung auf ein'st'ges Wiederseh'n. Doch wenn sie heut' vom Himmel verläßt herniederblidt, Wie einst mit sel'gem Lächeln sie flüstert frohbealbt: „Im Herzen meines Kindes sind bis zum letzten Schlag All' seine Lebenstage ein einz'ger Muttertag!“

Muttertag — diesmal Familientag

Von Dr. Curt Thomalla.

Der Nationalsozialismus betont allenthalben den tiefen Sinn, den unerlässlichen Wert der Familie. Der Umbruch in allen Regionen unseres öffentlichen und privaten Lebens stellt aber so unerhörte Anforderungen an jeden einzelnen, daß der Familie einfach keine Zeit zu widmen verbleibt. Das ist im Augenblick schwerlich schnell und gründlich zu ändern. Schritt um Schritt werden wir uns auch da einer Norm nähern, die dann Gewohnheit wird und nicht mehr als Belastung empfunden wird.

Aber gerade weil wir in solch einer Zeit leben — gottlob —, die aus höheren Forderungen heraus die Interessen des einzelnen und auch die der Seinen zurücktreten läßt, gerade darum brauchen wir Ruhepunkte, Tage und Stunden der Besinnung.

Man hat es sich zuerst überlegt, ob der „Muttertag“ dies Jahr überhaupt gefeiert werden solle. Nun, er steht schon in allen Kalendern verzeichnet, ganze Industriezweige sind auf ihn eingestellt, gewisse Verbände und Organisationen werden ihn, ob anerkannt oder nicht, in ihren Kreisen fördern — aber alle diese Gründe waren nicht maßgebend für die Beibehaltung des Muttertages. Vielmehr wollte man nach und nach und neben manchem Fest, manchem Feiertag, der äußere Entfaltung verlangt, bewußt diesen Tag stillen, innerlichen Feiern einhalten.

Mutter! Wie das Volk in all seinen Schichten und Kreisen sich zu diesem Begriff einstellt, wie es die heilige Reinheit und die hehre Größe der Mutterschaft zu erfassen und zu begreifen versteht oder wieder verstehen lernt — das ist entscheidend für unsere Zukunft, für unser Schicksal als Volk und Nation. Solchem Erziehungswert, solchem Hinlenken und Weiten zu tiefsten Quellen soll der erste nationalsozialistische Muttertag dienen, anerkannt und gefördert von Reich und Partei.

Derartige Einstellung verbietet von selbst lärmende Neußerlichkeiten und oberflächlichen Materialismus. Vereinstanten, die bei Kaffee und Kuchen Bewirtungen im papierblumengeschmückten Wirtshausaal, „feiern“ wollen, haben ebenjowenig den Sinn dieses Tages begriffen wie jene, die mit ein paar schnell gefaßten Geschenken ihre „Pflicht“ erledigen zu können glauben. Aber wer nichts Besseres zu vergeben hat als ein paar freie Stunden, die er voll und ganz der Liebe und Sorge, der Dankbarkeit und Betreuung seiner Mutter widmet, der tut etwa im Sinne unseres Muttertages. Ein Familientag soll es sein! Herrscherin, Königin in ihrem Reich, so soll die Mutter an diesem Tage thronen unter den Thronen. Und sei der Thron auch nur ein harter Holzstuhl, er wird schöner sein als ein gepolsterter Sessel, wenn Liebe ihn umfrahlt.

Ein altes Sprichwort sagt: „Eine Mutter kann zehn Kinder ernähren, aber zehn Kinder oft nicht eine Mutter!“ —

Denkt der armen, der alten, der einsamen Mütter! Ihre Kinder sind weit, erheit sie ihr! Dazu gehört aber zuerst: sucht sie, findet sie, erforscht zur rechten Zeit, was ihr einjames Herz so recht erfreuen kann am Muttertag. — Denkt auch der Familien, in denen keine Mutter mehr lebt und waltet; denkt ihr, die ihr keine Mutter mehr liebend umfassen könnt, wohin ihr all das tragt — nicht nur Materielles — das ihr an diesem Tage so liebend gern der eigenen Mutter weihen wolltet. Ein Mäulerstündchen schon, ein kleines Buch, eine selbstgepflückte Blume, all das können Werte sein, unermeßlichem Reichtum gleich. — Denkt vor allem jener Mütter, die ihre Söhne im Kriege dem Vaterland, in den Kämpfen der Bewegung dem Neuen Reich opferten. Sie seien wie alle Tage so an diesem Tage der Mutter vornehmlich aus hellem Herzen bedankt.

Von Haus zu Haus, von Tür zur Tür, von Herz zu Herz muß dieser Muttertag des Jahres 1934 sich auswirken. Ein stiller, ein feierliches, ein frohes Fest der Liebe und des Dankes!

MUTTERTAG 1934 - 13. MAI



Die Unentbehrliche

„Mutter — ich kriege meine Rechenaufgabe nicht raus!“ — „Mutter — ich habe Hunger!“ — „Mein Strumpf ist kaputt!“ — „Mutter — ich habe mir den Finger in die Tür geklemmt, es tut sooo weh!“ — „Mutter, warum bellt der Nero so laut? Wann kommt Vater nach Hause? Darf ich auf die Straße spielen gehen?“

Wer kennt sie nicht aus eigener Erfahrung oder erinnert sie wenigstens aus seiner Kindheit — alle diese Ausrufe kleiner und doch so wichtiger Sorgen, diese Fragen oft voll Wissensdurst, oft voll spielerischer Einbildungskraft, all diese so bewundernswert hemmungslosen Äußerungen des kindlichen Lebens, des Erwachens der jungen Seele? Und immer hat die Mutter eine liebevolle Antwort bereit, immer weiß sie zu helfen, immer bemüht sie sich, dem Kinde zu zeigen, wie sehr es im Mittelpunkt ihres Lebens steht.

Und doch: wie groß, schier überwältigend sind ihre sonstigen Aufgaben! Da ist neben den kleinen Fragegeistern sicher noch ein größeres, schon etwas verständigeres Kind, es hängt nicht mehr ganz so fest an Muttters Schürzenzipfel, stellt keine so große dauernde Belastung dar, aber es will auch umjorgt sein, es geriebt Strümpfe, es will essen; und

dann liegt vielleicht noch ein ganz kleiner Schreihals im Kinderwagen, der fragt zwar noch nicht, aber tut seine oft unerfüllbaren Wünsche desto unnachlässiger kund! Eigentlich würde er zu seiner Geburt eine Periode ganz allein in Anspruch nehmen, und die Mutter gibt sich auch redlich Mühe, ihm diese ganze Person zu sein. Aber das finden wieder die älteren sehr ärgerlich!

„Mutter — wirf ihn doch aus dem Fenster! Eine Frau, die sich gerade einen wünscht, wird ihn dann finden und mitnehmen“ — dieser entzündend folgerichtige, kindlich-unbarmherzige Ausspruch eines Vierjährigen zeigt, daß er auf sein Anrecht an die ungeteilte Mutter durchaus nicht zu verzichten bereit ist. Mag ihm dies aber ruhig schwer fallen: gerade diese erste Enttäuschung ist geeignet, den ersten Kern einer kleinen Persönlichkeit, den Keim der Selbstständigkeit in diesen Dingen zu legen, und unmerklich wächst, was dem Einzelkind später unter bitteren Erfahrungen oder vielleicht überhaupt nicht mehr von der harten Säule des Lebens beigebracht werden kann: die Anpassung an Geschwister, die Rücksichtnahme auf andere.

Die junge Mutter, die inmitten ihrer ungeduldigen Kinder nicht allen Wünschen und Nöten zugleich gerecht werden kann, braucht deshalb nicht zu verzagen. Wenn sie nur alle gesund sind — dann ist die frühe Erziehung zur Selbstständigkeit und zu Pflichten im Hause das Beste, was sie ihnen fürs Leben mitgeben kann. Das lehrt uns wohl ein Blick aufs Land. Da ist der Bäuerin Tagewerk nicht mit der Hausarbeit und Kinderpflege getan — obwohl bereits diese allein dort schon mehr Kräfte beanspruchen als in der Stadt, denn ihre Wege sind weiter, vielerlei Annehmlichkeiten in Küche und Kammer fehlen. Nun aber heißt es, für Knecht und Magd und Schnitter zu sorgen, die Kühe zu melken, die Hühner zu füttern. Milch, Butter und Eier müssen verwaltet und zum Verkauf bereitgestellt werden, und über alles soll eine sorgsame Buchführung Rechenschaft ablegen. Da muß die Bäuerin wohl manchmal ihre Kinder mit ungeduldiger Hand beiseite schieben, wenn sie mit immer neuen Bitten sie bestürmen. Doch um so verständnisvoller für ihre Pflichten gegenüber Leben und Beruf, um so tüchtiger wachsen sie heran für die harten Aufgaben, die ihrer harren.

Aber gleichviel, wie weit die Mutter in der Lage ist, für jedes einzelne Kind „da zu sein“ — immer sinnt sie, wie sie sich noch heigern, die Zeit besser nutzen, ihnen allen mehr geben könnte. Und sie nehmen, ohne viel zu fragen, unbekümmert, oft unzufrieden... Erst Jahre später, wenn sie im Leben stehen, wohl auch für Zeiten das Elternhaus entbehrt haben oder schon für immer darauf verzichten müssen, begreifen sie, was alles ihnen die Mutter war. Es voll zu umfassen, vermag vielleicht nur die Tochter, die selbst den Kreislauf des Lebens neu beginnt und eigene Kinder zu hegen hat.

In diesen Müttern aber ruht nicht nur die Familie: in ihnen wurzelt das Volk. So sind sie nicht nur Mittelpunkt einzelner Gruppen, sondern gemeinsam der Grundstock deutschen Seins. Wir danken es ihnen täglich — doch besonders warm an diesem einen Tag im Jahre, an dem wir uns im gleichen Empfinden mit allen Volksgenossen verbunden fühlen.

Muttertag...

Ewiges Muttertum

Mutter und Kind — Die Mütter im Staate — Höchste Symbolkraft

Von Sabine Hartung

Der Muttertag ist in der Nachkriegszeit zu uns gekommen. Sein Ursprung ist wohl in Norwegen zu suchen, aber er hat sich nicht nur bei uns, sondern auch anderwärts und besonders in den Vereinigten Staaten als der Ehrenstag der Mutter durchgesetzt. Muttertag heißt das Verhältnis

„Du, Johann... was meinst du denn... so gut wie mein Wein und dein Wein... Klasse für sich ist. So sind die Suse und der Robert doch auch 'ne Klasse für sich! Was meinst du... wenn die beiden jungen Leute ein Paar würden?“

Johann Baderbed horchte auf.

„hm... kein über Gedanke!“

Er überlegte sich, daß auf diese Weise beide Weingüter zufahmentämen. Für die Suse wäre es eine gute Partie.

„hm... du, ich glaube, die Suse mag ihn nicht!“

„Kann schon sein!“ meinte Baptiste scheinheilig. „Aber... das läßt sich doch einrenken! Da käme doch dein und mein schöner Besitz in eine Hand! Wäre das nichts?“

„Das wird aber nicht leicht sein!“ seufzte Johann. „Die Suse hat einen Dickkopf! Du machst dir keinen Vers!“

„Aber Mühe wollen wir uns geben, die beiden zusammenzutreiben! Sind doch zwei prachtvolle Menschen! Wie füreinander geschaffen! Gib mir die Hand drauf, Johann, daß du einverstanden bist?“

„Hier hast du sie! Wollens hoffen, daß wir es schaffen! Aber diplomatisch müssen wir zu Werke gehen! Jawoll!“

Baptiste Lüders schmunzelte innerlich und fühlte nach der rechten Brusttasche, wo das Telegramm knisterte.

XV

Zwei Autos sind auf der Heimreise.

Suse sitzt am Steuer ihres Wagens und neben ihr ist Robert. Hinter ihnen im Lüderschen Wagen fährt der alte Bidder, und Sternpichel, der Buchhalter, ist glücklich, daß das Tempo ein so mäßiges ist.

Er ist in Schwahlsaune und spricht dauernd auf Bidder ein.

Susa ist überglücklich, wenn Roberts Hand sich auf die ihren, die das Steuerrad halten, legt.

„Heute sollst du steuern!“ hat er gesagt. „Dann aber laß mich das Lebenssteuer in Zukunft in die Hand nehmen, kleine Suse!“

Ihre Herzen sind so übergelb, aber sie haben sich so wenig zu sagen. Ein Blick, eine leise, zarte Liebesföngung vermag vielmehr zu sprechen, als Worte es ausdrücken können.

Hallo, Suse, die Konkurrenz

Ein fröhlicher Roman vom deutschen Rhein von H. P. Stolp

32. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Nach einer halben Stunde begab sich Baptiste Lüders in leidlich anständiger Haltung zu Johann Baderbed.

Johann Baderbed stuzte, als ihm Baptiste Lüders gemeldet wurde.

Er hatte aber nicht lange Zeit dazu, denn Baptiste schwankte würdevoll über die Schwelle!

„Schönsten juten Tag, lieber Baderbed!“ lachte Baptiste. Baderbeds Gesicht blieb frostig.

„Ich bin nicht Ihr lieber Baderbed, Herr Lüders! Was führt Sie zu mir?“

„Ich... ich... bringe Ihnen was!“

„Da bin ich sehr neugierig!“

„Den Rebenhügel! Ich... ich gebe ihn... Ihnen wieder!“

Johann Baderbed erhob sich impulsiv.

„Sie... Sie wollen mir den Rebenhügel wiedergeben?“

„Wiedergeben! Jawoll! Und... alle Ansprüche gebe ich auf! Jawoll! Aber gute Freundschaft, Baderbed!“

„Und... und... wie ist es mit den Gerichtskosten?“

„Zahle ich! Ich... zahle... alles! Jawoll!“

Johann Baderbed wurden über soviel Ueberwindung und Güte die Augen feucht.

„Baptiste... ich habe dich immer für einen ehrlichen Kerl gehalten!“

„Bin ich auch! Jawoll! Ehrlicher Kerl! Bin ich auch! Also... Schluß mit der Feindschaft! Friede... Freude... jawoll! Wie der Dichter sagt: Prost, Johann!“

„Prost Baptiste!“

Dann lachten sie beide, denn sie merkten, daß sie keine Kläfer hatten.

Johann holte höchst eigenhändig ein Pflöcken von seinem besten Wein und schenkte ein. —

Baptiste Lüders trank andächtig und fühlte, wie er wieder langsam nüchtern wurde.

„Ein... wundervoller Tropfen, Johann!“

Baderbeds Gesicht strahlte.

„Nicht wahr, Baptiste! Und da wollte man mir weismachen, du hättest meinen Wein... einen sauren Wein genannt?“

„Ich? Deinen Wein... einen sauren Wein? Hast du das geglaubt? Das kann dir nur der Lammwirt gesagt haben! Das ist so'n falscher! Du, der spielt die Winzer gegeneinander auf! Den Freund kenne ich!“

„Du hast's bestimmt nicht gesagt!“

„Da hätte ich doch lügen müssen und... japperment... lügen, das tue ich nicht gern! Dein Wein und mein Wein, das sind Weine! Nicht getauft und doch gut christlich!“

„Nicht getauft und gut christlich!“ echote Johann.

„Nicht geschwehelt!“

„Nicht geschwehelt!“ kommt aus Johanns Munde.

„Nicht gezuckert!“

„Nicht gezuckert!“ stammelt Johann Baderbed beglückt.

„So wie ihn der Herrgott in der Traube reifen ließ, den Most, so kam er in die Fässer! Rein in der Sorte, naturrein... unser Stolz!“

„Unser Stolz...!“ Johann Baderbed drückte Baptiste im Ueberchwang beide Hände

„Du, Johann... du hast eine reizende Tochter!“

Johann schmunzelte und wiegte den Kopf. „Suse... hm... nicht verkehrt, was?“

„Hihhi... du, Johann, wenn ich dreißig Jahre jünger wäre! Die liebe ich keinem anderen!“

„Kann mirs denken!“

„Du, Johann! Wie gefällt dir denn mein Reffe, der mal alles von mir erben wird.“

Johann Baderbed wurde ein klein wenig verlegen. Er dachte an die falsche Anschuldigung, auf die Robert Lüders in Ungelegenheiten gebracht worden war.

„hm... nicht übel, der Robert!“

zwischen Mutter und Kind zu einer Ehrung der Mutter zu gestalten. Insofern aber ist es ein Familientag und wie alle großen Feste Familienfeste sind, in denen die Mutter der stille Mittelpunkt ist, so muß auch der Muttertag zu einem solchen besonderen Festtag ausgestaltet werden.

Anders als in früheren Jahren belommt der Muttertag diesen großen Sinn im Zusammenhang mit dem großen Hilfswerk „Mutter und Kind“ der R.S.-Volkswohlfahrt. Erst dadurch wird er in die rechte Luft des völkischen Lebens emporgehoben und wird selber gemeinschaftsbildend in dem hohen und heiligen Sinne unserer Volksgemeinschaft. Der Muttertag wird recht eigentlich zum Muttertag. Man darf anerkennend bemerken, daß die R.S.-Volkswohlfahrt alle Vorkämpfer getroffen hat, die gerade um die Mütter unseres Volkes webende heilige Gemeinschaft nicht stören zu lassen.

Denn der Muttertag, der Tag unserer deutschen Mütter, soll künftig besagen, daß das Muttertum bewußt eingeschaltet ist in den Staat. Mutter und Kind in ihrer unaufschieblichen Verbundenheit sind nicht nur Kern und Inhalt des Familienlebens; die Innigkeit und Herzlichkeit, ja die in die frommen Bezirke der Religion hineingreifende Liebesarbeit zwischen Mutter und Kind belommt, aus diesen tiefsten Quellen strömend, die fruchtbringende Einleitung zum staatlichen Leben, wozu es auf dieser Erde keine höchste Betätigung und Erfüllung finden kann. Wie nach einem Wort Adolfs Hiltlers die Wurzel des Staates im natürlichen Gemeinschaftsleben der Familie geiechen werden muß, so wird gerade bei dieser angedeuteten tiefsten und heiligsten Kulturaufgabe der Mutter gegenüber ihrem Kinde die Mutter nach einem anderen Worte des Führers in seinem Staat „die wichtigste Staatsbürgerin“ sein.

So wird der Tag der Mütter immer zugleich feierlicherer Auftakt sein für die alle Jahre aufs neue unermüdet zu leistende hohe Fürsorge für Mutter und Kind. Und der ganze Umkreis der hierzu vom neuen Hilfswerk klar abgegrenzten Aufgaben tritt von selbst in den Vordergrund. Mütterschulen, Mütterberatung, die zum Teil bereits eingerichteten Hilfsstellen des Werkes, die bald überall in Wirklichkeit treten werden; das alles kennzeichnet die geradezu führende Bedeutung, die der Mutter in unserem Reiche zuerkannt wird. Gerade indem man sie fern von dem leeren demokratischen Betrieb hinweg klar auf diese Ziele hinzieht, gibt man die Mütter sich selbst wieder.

Es geschieht mit aller erdenklichen Behutsamkeit. Denn Muttertum ist ein Heiliges, ist von der höchsten Symbolkraft erfüllt. Sie kommt im Gewaltigsten, was die Dichtung des Katholizismus wie des Protestantismus hervor- gebracht hat, zu ihrem vollendeten Ausdruck. In ganz unmittelbarer Beziehung steht hier das herrliche Fürbitte- gebet des Heiligen Bernhard in der Göttlichen Komödie neben der gewaltigen Mystik am Ende des „Faust“. Muttertum ist so geheimnisvoll, hehr und heilig wie die Sonne am ersten Tag. Ewig Leben spendend und damit sich ewig neu erfüllend.

Dürer malt seine Mutter

Erzählung zum Muttertag
Von Waldemar Gils

Endlich war die Sonne auf ihrem Frühlingsbogen so hoch gestiegen, daß sie über die hohen Giebel hinweg in die engen Gassen der freien Reichsstadt Nürnberg scheinen konnte. Die hellen Strahlen blinzelten durch die Bogenfenster in die Werkstatt Albrecht Dürers, als sei der 19. März schon der Frühlingsanfang des Jahres 1514.

Im Hause am Tiergärtnerort war ein Festtag. Die Mutter, die der Meister nach seines ehrwürdigen Vaters Tode vor zwölf Jahren zu sich genommen hatte, feierte ihren 63. Geburtstag.

Der Meister arbeitete an diesem Tage nicht. Er hätte auch seine Nuße zur rechten Kunst gefunden; denn seit frühem Morgen kamen nacheinander die elf Söhne und Töchter, die von den achtzehn Kindern der Barbara Dürer noch lebten, um der Mutter zu ihrem Geburtstag zu gratulieren.

Am Nachmittag, als die Sonne sich hinter die schlanken Giebel senkte und die letzten Strahlen durch das geräumige Zimmer häuchten und hier und dort noch einen hellen Schein auf einen Tisch oder ein Bild Dürers warfen, verabschiedeten sich die Kinder von der Mutter. Gültig lächelnd sah sie allein ihrem berühmten Sohne, dem Meister Albrecht Dürer, gegenüber.

„s wird wohl das letzte Mal gewesen sein, daß ich euch alle so zusammen sah“, sagte Barbara Dürer.

„Warum Mutter? Willst du sterben? Sage die schwarzen Gedanken fort. Oder fühlst du dich nicht mehr wohl bei mir?“

„Albrecht, das sei ferne. Ich weiß, dir bin ich keine Last. Du hast das Versprechen, das du dem Vater an seinem Totenbette gabst, treu erfüllt und mich wie eine Mutter nach Gottes Wort in Ehren gehalten. Das ist's nicht. Ich möchte heim zu deinem seligen Vater. Ich spüre es, mein Ende ist nahe. Ich habe Lust abzuschneiden und bei Christus, unserm Herrn, zu sein.“

Albrecht Dürer stand von dem Sessel auf und ging zur Mutter. „Gott allein weiß deine Zeit und Stunde, Mutter; habere nicht mit dem Herrn. Er hat dich von dem harten Krankenbett dieses Winters gesunden lassen, damit du den Frühling und den Sommer lächelst und noch nicht stirbst.“

Barbara Dürer neigte ein wenig den Kopf zur Seite und schaute mit ihren klugen blauen Augen den Sohn an. „Albrecht, wenn ich sterbe, gelobe mir, daß du deinen jungen Bruder in Frömmigkeit erziehest. Denn was wir auch sind und tun in dieser Welt, nichts Besseres sei unsere Sorge, als unsere Seele nach dem Tode bei Christo Jesu, unserm Herrn, zu wissen.“

Der Meister ergriff der Mutter beide Hände. „Liebste Mutter, ich verpöche es gern. Gott zu Ehren schaffe ich in meiner Kunst; im Leben will ich kein schlechterer Christ sein als im Handwerk.“

Da lächelte Barbara Dürer wieder. „Ach, Albrecht, ich habe nie viel von deinem Vater und noch weniger von deiner Kunst verstanden, weshalb dich die Leute einen großen Meister nennen — aber es freut mich eins: daß ich in meiner Kinder Herzen die Demut vor Gott hab' pflanzen können.“

Albrecht Dürer legte der Mutter die Hände aus den Seiten in ihren Schoß. „Heute wirst du mir's nicht abschlagen, Mutter. Ich konterseie dich, auch wenn du es abwehrst und meinst, das Bild einer alten Frau sei nichts für meine Kunst. Was mag die Welt einst von dem Maler Albrecht Dürer denken, wenn ich ihr kein Bild von dir malte. Sie wird sagen: Der Dürer konnte nicht einmal seine Mutter malen.“

Da liek es Barbara Dürer aelchen, daß ihr berühmter

Sohn sie malte. Sie faltete die Hände zum Gebet, während der Sohn auf dem Malerischmel saß und die Kohle leise zeichnend über das Papier führte.

Ohne einen Augenblick des Zögerns, mit nachwandlerischer Sicherheit legte er einen Zeichenstrich nach dem andern. Diese Hände führten nie fehl...

Als die Turmuhr mit hellen Glockentönen die fünfte Nachmittagsstunde verkündete, legte der Meister die Kohle zur Seite. „Ich bin fertig, Mutter. Sieh, das ist dein Bild. Hab' ich's gut gemacht?“ Und er reichte der Mutter das Blatt.

Es zitterte, als es Barbara Dürer in den Händen hielt. Ja, der Albrecht war ein großer Meister; ehrlich und wahr, hatte er nichts hinzugefügt, hatte nichts belöhnt; er wollte nicht, daß die Leute sagen sollten: der Dürer hat seine Mutter anders gemalt, als sie ist, er schämte sich seiner alten Mutter, darum hat er sie schön wie des Kaisers Gemahlin gemalt. Nein, so ein Maler war der Albrecht nicht; er hatte die Mutter gemalt, wie Gott sie in einem arbeits- und sorgenreichen Leben hatte werden lassen. Ja, es war gut so. Barbara Dürer prüfte gewissenhaft jede Einzelheit nach: das verkrümpfte Gesicht, die Falten der Stirne, die mageren Backen, die tiefe Furche von der Nase zum Kinn, die dünnen Lippen, der fleischlose Hals, an dem jede Sehne, jede Ader zu sehen ist, das schwarze Kopftuch aus Leinen und das einfache schmucklose Nieder.

„s ist gut so“, sagte Barbara Dürer und reichte das Blatt dem Sohne. Der schrieb darauf: „1514 an oculi. Das ist Albrecht Dürers Mutter, die war alt 63 Jahre“ und schloß das Blatt in den Schrank ein.

Zwei Monate später holte Albrecht Dürer das Bild der Mutter wieder aus dem Schrank hervor. Es war am 16. Mai 1514. Der Mutter Wunsch und Ahnen hatte sich erfüllt. Sie war verschieden und eingegangen in das Reich zu ihrem Erlöser.

Nebenan in der Witwenstube lag die Mutter. Der Friede, den ihr Herz gefunden, verklärte die Züge des bleibenden Antlitzes. Albrecht Dürer trat mit dem Bilde an das Totenbett. Seine Maleraugen verglichen das Bild der lebenden Mutter mit der toten. Dann schrieb er auf das Zeichenblatt unter die Worte, die er vor zwei Monaten dahin geiekt hatte: „und ist verschieden im 1514. Jahr am Erchtag vor der Kreuzwoche“ und schloß darauf das Blatt leise in den Schrank ein.

Vier Tage später schrieb Albrecht Dürer zum Andenken der Mutter folgende Worte in die Familienchronik: „Ueber der Mutter Tod hab' ich solchen Schmerz gehabt, daß ich es gar nicht aussprechen kann. Gott sei ihr gnädig! Sie hatte immer meiner und meiner Brüder wegen große Sorgen vor Sünden, und ich ging aus oder ein, so war stets ihr Sprüchwort: Geh in dem Namen Christi! Und ihre guten Werke und die Barmherzigkeit, die sie gegen jedermann erzeuget hat, kann ich nicht genug anzeigen, auch nicht ihr gutes Lob. Diese meine fromme Mutter hat 18 Kinder geboren und erzogen, hat oft die Pestilenz gehabt und viele andere schwere Krankheiten, hat große Armut gelitten, Ver-spottung, Verachtung, höhnische Worte, Schreden und große Widerwärtigkeit. Und doch ist sie nie nachgiebig gewesen. Ich habe sie mit allen Ehren nach meinem Vermögen be-graben lassen.“

Erinnerung

Nun löst die Nacht die schweren schwarzen Flechten,
Aus denen süßes Duffen, weich und lind,
Erquickend über müde Nuren tinn,
Als ob die Winde Gottes Odem brächten.

Das ist mir wieder wie in schöneren Nächten.
Die lang — wie lang! — hinabgeschwunden sind,
Da abends ich — ein müdegespieltes Kind,
Die Armechen durst um Mitters Nacken flechten.

Und ihre lieben schwarzen Haare fielen
Mir übers Antlitz, bis dann Lutz und Spielen
Zur guten Nacht mit letztem Kuß belohnt...

Heut' greif ich nur in weienlose Ferne,
Tief aber in der Seele traue ich gerne,
Daß doch auch hier die Liebe wohnt!

Walter Flex.

Erinnerung an Cäsar Flaischlen

Zum 70. Geburtstag des Dichters am 12. Mai

Im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts war Cäsar Flaischlen der Lieblingsdichter aller, die jung und schwärmerisch waren. Gefühle, die dunkel in ihnen lebten, fanden sie in ihm ausgebrüdt, Gedanken, zu denen sie sich bekamen, waren aus das Bekennen dieses aufrechten Dichters, der einen hellen Lebensglauben hatte. Als dann später die Zeit des Pessimismus und der Zweifelsucht kam, ver-lächelte man ihn, und es schien fast, als sei er nicht nur leblich, sondern auch heilich und künstlerisch gestorben. Nur hier und da tauchten noch seine Sprüche auf, bei denen, die sich den trosten Glauben an eine starke, sonnige Zukunft nicht rauben lassen wollten, und ihrer gab es viele.

„Was hilft alles Wollen, was alles Versprechen
und wenn es das Herrlichste verheißt...
Im Können liegt der Wert des Menschen:
die Tat allein ist's, die beweist.“

Meinen wir nicht die heutige Zeit sprechen zu hören? In seinen Gedichten finden wir den ganzen Mann, und er selber stellt diese Dichtungen zu Bänden zusammen, denen er den Namen gibt: „Lehr- und Wanderjahre“, „Tagebuchblätter“, „Von Alltag und Sonne“. Man sieht also schon aus den Titeln, daß es sich nicht nur um schöngefügte Worte handelt, sondern daß ein Erlebnis hinter jedem Gedicht steht. Was Flaischlen erlebte und erträumte, was er sich erkämpfte und erdachte, formt sich ihm zum Gedicht. Auf wenige ist deshalb die Ehrenbezeichnung „Dichter“ so anwendbar wie gerade auf ihn.

Wenn es sonst bei dem Geburtstag eines Menschen und nun gar bei dem siebzigsten so ist, daß wir ihm mit guten Wünschen und reichen Geschenken nahen, so ist es bei diesem Dichter, der schon lange von uns gegangen, anders: nicht er kann mehr von uns beschenkt werden, wohl aber können wir die Beschenken sein, wenn wir uns die Nuße nehmen, seine Gedichte auf uns wirken zu lassen. Es geht ein eigener Zauber von ihnen aus, eine Kraft, uns froh und hell zu machen bis in den entferntesten Winkel unserer Seele. Sein Gedicht: „Hab' Sonne im Herzen“ hat die ganze Kulturwelt erobert.

Die Zeit, da wir uns vor „Christ“ fürchteten und sie spöttlich ablehnten, ist wohl vorbei. Heute wissen wir wieder, daß Worte „die Sprache der Götter“ sind, wie es ein Großer einmal ausdrückte und daß wir nie so in die Welt

stark des Dichters hineinblicken wie gerade in einem Gedicht, und daß wir nie den Mann, wie er wirklich war, so deutlich vor uns sehen, als wenn wir uns in sein „Gedicht“ vertiefen.

Wozu das Gellage: „du habest kein Glück!“

Und: „das sei dein Geschick!“

Geschick ist nur, wozu du selbst

Mit eigener Kraft und eigenem Willent

die Reihe deiner Tage webst...

und Glück doch auch nur, was du selber

aus deines Wunsches Tiefe hebst!

Es ging Flaischlen darum, eine neue Form der Gedichte zu finden, er erinnert dabei etwas an Arno Holz, und sein eigentliches Ziel war wohl eine rhythmisch gegliederte Prosa. Er hat zu seiner Zeit, um die Jahrhundertwende, viele Nachahmer gefunden, es wurde Mode, Flaischlen'sche Prosa zu schreiben, das alles ist heute überwunden. Unsere deutsche Sprache hat sich in harten Jahren gestählt und ist geschmiedet worden, so daß die Schwächen und Fehler von ihr abfielen. Strenge Kritik tat das Ihre, das ganze Niveau der Sprache zu heben. Wo aber der Vorkämpfer um diese Ziele gedacht wird, da wird man auch Flaischlen'schen gedenken.

Leider ist kein gedanklich schönes Drama: „Martin Lehnhardt, ein Kampf um Gott“ bühnenmäßig nicht verwendbar; es ist mehr eine dramatische Novelle denn ein Drama. Auch auf diesem Gebiet zeigte sich wieder: Cäsar Flaischlen war Dichter, nichts anderes. Einen der tröstigen Verse dieses Stuttgarters aber wollen wir mitnehmen in unsern Alltag:

Ich will vom Leben nichts geschenkt mehr haben!

Ich schaff mir selbst, was ich mir wünsche!

Tat ist Erfüllung, nicht Gebet!

Die Ferne reißt nur, was die Nähe sät!

Ich nehme mir, was ich vom Leben will...

ich will vielleicht so viel nicht mehr wie früher,

doch lachend steht es und hält still

und blüht mir seinen Ueberfluß entgegen

in reicherer Fülle als ich je geträumt.

Sein Grab auf dem Stuttgarter Pragfriedhof ist überschattet von einer Trauerweide; es liegt nicht weit ab von dem Grab eines anderen großen Schwaben, des Grafen Zeppelin.

E. S.

Kival zur Frühjahrsjahrgesell
Normal als Möbel aus wie neu.
Normal 50 Pf., Doppel 1.40 Mk.
Erhällich: Eberhardweg, Apoll. Hauptort

Buntes Allerlei

Das Symbol des Myrtenkranzes

Nur wenige Bräute, die im Schmuck des grünen Myrtenkranzes vor den Altar treten, werden schon einmal darüber nachgedacht haben, woher dieses Symbol eigentlich stammt. Wie bei so vielen uralten Bräuchen sind auch hier Christentum und heidnische Anschauungen eng verknüpft. Nach einer schönen arischen Sage wurde eine junge Griechin, die sich den Zorn der Göttin Athene zugezogen hatte, zur Strafe in einen Myrtenbaum verwandelt. Die Ungehörige war bei der Göttin der Weisheit in Ungnade gefallen, weil in ihrem Herzen die Liebe über die Weisheit geiegt hatte. Von jenem Tage an war aber die Myrte der Lieblingsbaum der Liebesgöttin Aphrodite, und bei festlichen Anlässen wurden der Göttin der Liebe blühende Myrtenzweige geweiht. Die alten Ägypter haben die Myrte als Symbol der Unsterblichkeit an und gaben ihren Toten vielfach Myrtenzweige mit ins Grab. Die junge christliche Kirche, die sich in kluger Einsicht bütete, alterwurzelt Sitten ausrotten, übernahm auch den symbolhaften Gebrauch der Myrtenzweige. Die immergrüne Pflanze wurde zum Symbol der ewigen, unvergänglichen Liebe und schmückt als schönstes Sinnbild die Braut an ihrem Hochzeitstage.

Die deutschen und die französischen Kriegsgefangenen

Im Augenblick des Abschlusses des Waffenstillstandes befanden sich in Deutschland 475 000 französische Kriegsgefangene; die Zahl der in Deutschland gestorbenen französischen Gefangenen betrug 15 322, die Zahl der deutschen Gefangenen in Frankreich 1 421 655, die Zahl der in Frankreich gestorbenen deutschen Kriegsgefangenen betrug 22 105.

Vom Hornberger Schießen

Wie oft wird in deutschen Landen das Wort vom Hornberger Schießen angewendet! Und wenn eine Sache ausgeht, „wie das Hornberger Schießen“, ist ihr Ende meistens ein untröstliches. Der Schauspiel des Hornberger Schießens ist die alte Schwarzwalddstadt Hornberg, die heutige Industriestadt, deren Rauchs-fabren heute das alte Schloß umziehen, das hoch in die Lüfte ragt und himmelstark auf die Werkstätten und Arbeitsläge fleißiger Menschen. Hornberg sollte in früheren Zeiten einmal hohen Besuch bekommen. Der Landesherz, der Herzog von Württemberg, hatte sich angemeldet. Die Hornberger bukten und probierten ihre Kanonen, daß die Berge widerhallten. Blühlich aber merkten sie, daß das Pulver zu Ende gegangen war vor lauter Probefchießen. Er sah war in der Kürze der Zeit nicht mehr möglich. Was tun? Der „Herr Bürgermeister“ wählte Rat. Als der Landesherz ins Städtchen einritt, fanden die Ratsherren auf der Stadtmauer, lebendige Kanonen, und schrien, als Er sah für Bier- und Sechspfänder — laut, kräftig und unermülich Puff — paff. Der Landesherz aber verstand keinen Spas. Er vermittelte den richtigen Kanonenschall und sperrte die Ratsherren einige Tage ein, dem Bürgermeister aber verordnete er doppelte Ration. — So soll das Hornberger Schießen, das eigentlich nur ein Rufen war, einen kläglichen Ausgang genommen haben.

Er 72 — Sie 17

England ist das Land der ungewöhnlichen Heiratsalter. Es läßt schon seinem Engländer mehr ein, sich zu wundern, wenn ein Siebzehnjähriger heiratet. Es gibt eine ganze Anzahl Briten, die erst in diesem vorgerückten Alter merken, daß der Standes-fellenstand doch nicht das Richtige für sie ist. In England gibt es auch mehr „alte Bräute“ als anderswo. Fünfzig- und Sechzig-jährige, die in Kranz und Schleier vor den Traualtor treten, stellen keine Sensation dar. Aber wenn der Altersunterschied zwischen den Ehelikandidaten mehr als 50 Jahre beträgt, dann merkt auch der Engländer auf, und Hunderte strömen zur Kirche, um das ungewöhnliche Paar zu sehen. So verammelte sich auch dieser Tage eine große Menschenmenge vor einem Gotteshaus in Racthorough, wo der Ehedu von Mister Burn und Mrs. Bales ein-elegant wurde. Das junge Paar, das an diesem Tage eine Liebesheirat eingangs, hat zweifellos einen nicht ganz alltäglichen Altersunterschied zu verzeichnen, denn „Er“ ist 72 und „Sie“ 17 Jahre alt.

„Es ist nichts reizender, als eine Mutter zu sehen mit einem Kinde auf dem Arme und nichts ehrwürdiger, als eine Mutter mit vielen Kindern.“ Goethe.